

Frankfurter Kurier 10. Jan. 1894

11. Jan. 04

König Kandaules.

Von André Gides.

Berlin, 10. Jan. Das kleine Theater hat den Zeitpunkt für gekommen erachtet, da man eine modernere Fassung jener Herodotischen Erzählung der Bühne nicht vorenthalten dürfte, die Hebbel so ehern in „Gyges und sein Ring“ dramatisiert hat.

Aber weder war die Aufführung selbst dem Stück angemessen, noch konnte die Dichtung des Freundes' Oskar Wilde's, dessen Romane einen schlendernden Geist verrathen, uns ernstlich packen oder auch nur durch das Schaurige oder die Satire darin ergreifen. Hebbel hat die Zeit der aussterbenden Herakliden gewählt, weil sein gewaltiger Geist große Stoffe suchte und weil sein griechischer Verstand zum Komplizierten, nicht zum einfachen Naiven hinneigte. Aber weiter kümmerte sich Hebbel nicht um die Historie, er gab sich ja selbst dafür, und das ist, so mußte er, mehr als Historie. Hebbel gab uns den ewigen Menschen, und in diesem Sinn gab er Historie; *Quintum* heißt das, wie es in unserer Vorstellung lebt, als ein glühendes Zeichen am Himmel, das der Menschengröße aller Zeiten ge'ouchtet hat und leuchten wird.

André Gides dagegen gibt reine Historie, das heißt so, wie er sie sieht; er gibt in diesen sterbenden Herakliden ein Bild des Verfalls, ein Bild reiner Dekadenz, der Dekadenz eines primitiven Zeitalters obendrein, weil sich seine späte Nachgeborenheit einer komplizierten Kultur wieder am Ein-

tachen berichtigt. Er schlüpft mit verderbten Plänen in den übermenschlichen Sturm einer vor-schichtlichen Zeit. Er koreizt sich wie ein Pfau in feidenen Gewändern und erlustigt sich in der Gewärde der Wildheit — der Ohnmächtige, um dann am Schluß zu sagen: seht, ich habe sie verstanden, die alten Herakliden. Er trifft den alles verkörpernden, weil alles versinnlichenden Meiz der alten Zeit und bleibt uns den Menschen schuldig, der mehr ist, alle Zeit war als eine Gleichnisse plappernde Maschine.

Kandaules, der letzte der Herakliden, ist eitel und wehlich. Er sieht das Glück nicht, wenn es nicht ein halbes Duzend Freunde mit ihm teilen. Und dieses Glück heißt bei Gides Myrta, sie ist eine jüngere und eine verderbtere Schwester von Hebbels Rhodope. Und Gyges ist bei Gides ein armer Fischer, aber ein Philosoph, der dem König Dinge sagt, die niemand sonst im Königreich ihm zu sagen wagt. So kommt die Freundschaft zwischen den beiden zustande, und auch dieser zehende, schamlose König bietet dem Freunde sein Weib an, als höchste Gabe der Freundschaft. Er überhört die Warnungen des Schicksals. In seiner lauten, rohen Männerfreundschaft achtet er das Weib, das er über alles zu lieben meint, nicht höher wie einen Schmutz, den man öffentlich tragen muß und anderen umhängen kann, wenn er zur Geltung kommen soll.

Die Szene im Schlafgemach, die Hebbel zwischen zwei Akte legt, bringt Gides auf die Bühne. Der Wunderring, der den verbirgt, der ihn trägt, verschafft dem Fischer Gyges das Weib des Königs. Gyges, der immer noch Unsichtbare, tritt vor sie hin: der einfache Mann, der zuvor sein Weib erschach, weil es ihm untreu war, verrät sich der Kö-

1 nigin. Nun folgt wie ein Satyrspiel die schamlose
- Majerei der kouschen Königin. Auf ihren Befehl
2 ersticht Gnges Randaules nicht im Zweikampf, son-
3 dern als Unsichtbarer. Und die Königin setzt den
4 Fischer auf den Thron, weil er den Spruch des
5 Kringes versteht: Verberge das Glück.

Das ist der Gedanke, den Gides hat darstellen
6 wollen, aber er ist so ganz im Grotesken stecken
7 geblieben und im Dekadenten, daß man mit einem
8 sonderbaren Mißbehagen das Theater verläßt.

Dr. W. M. Miesner.